



Ausgewählte Aufsätze

Brandi, Karl

Oldenburg i.O., 1938

Justus Möser (1932). Preußische Jahrbücher 227, 54-69: Stilke, Berlin.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-70552](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-70552)

Justus Möser

Auf der Domsfreiheit zu Osnabrück steht das schöne Möser-Denkmal von Drake. Ein Mann des 18. Jahrhunderts mit Perücke, Staatskleid und Schnallenschuhen; darüber der weite Mantel, wozu die rednerische Geste der rechten Hand zu passen scheint. In der Linken Buch und Urkunde. Ein rundes freundliches Gesicht, lebensvoll und sprechend. Das Ganze würdig, ein groß gehaltene Stilisierung der Persönlichkeit.

Die zur Schau getragene Ruhe und Sicherheit sind überzeugend getroffen. So wollte Möser zeitlebens erscheinen. Innerlich hat dieser Mann die stärksten Wandlungen durchgemacht in merkwürdig sicherer Anpassung an den rasch wechselnden Zeitgeist seines Jahrhunderts. Gelegentlich scheint er ihn vorweg zu nehmen; immer steht er unter den ersten, die ihn wittern. Nennt man ihn längst den Vater der historischen Nationalökonomie oder der neueren Agrarreformen, einen der Bahnbrecher der historischen Rechtsschule, so muß man ihn auch unter die Entdecker der Volkskunde zählen. Erst die letzten zwanzig Jahre haben uns recht nahegebracht, wie er eigentlich dazu gekommen ist. Heute sehen wir deutlich in die frühen Stufen seiner Entwicklung hinein; und wenn einmal der von der Historischen Kommission für Niedersachsen vorbereitete Briefwechsel in seiner neuen Fülle vorliegt, wird man auch im einzelnen erstaunliche Einblicke tun in sein Werden¹⁾.

¹⁾ Die neuen Forschungen haben eingesetzt im Jahre 1909 mit den Abhandlungen von Bruno Krusch, Justus Möser und die Osnabrücker Gesellschaft (Mitt. des Vereins f. Gesch. Osnabrücks 34) und O. Hatzig, Justus Möser als Staatsmann und Publizist; Hannover 1909 (dazu sein Vortrag im Hist. Ver. f. Niedersachsen 1911; Zeitschrift 76, 102 ff.). Für die Sammlung „Der Deutsche Staatsgedanke“ habe ich 1921 eine Sammlung ausgewählter Schriften Mösers unter dem Titel „Justus Möser, Gesellschaft und Staat“ herausgegeben und in der Einleitung zum ersten Male versucht, Mösers Entwicklung unter Heranziehung und kritischer Prüfung des zum Teil in Göttingen liegenden Materials aufzudecken. Später haben die Arbeiten meiner Schüler Frankenfeld (Möser im Siebenjährigen Kriege, Diss. Göttingen 1923, ungedruckt), Wachsmuth (Über Mösers Vater, ungedruckt) und Werner Pleister (Die geistige Entwicklung Justus Mösers, Mitt. des Vereins f. Gesch.

Ein neues Bild seiner Persönlichkeit und Umwelt darf man schon heute wagen.

Die Heimat Möser, die Stadt Osnabrück vor 200 Jahren, kann man sich noch heute leidlich vorstellen. In meiner Kindheit umschloß der ringsum laufende Wall nahezu die ganze Stadt. Ein Menschenalter vorher wohnte niemand außerhalb; die Städter selbst waren noch überwiegend Ackerbürger, auch wenn sie nebenher ein Handwerk trieben. Handel und Kaufmannschaft spielten eine geringe Rolle. Industrie fehlte, bis auf die Leinwand, die sich aber als Hausindustrie mehr wie ein ländliches Gewerbe darstellte. Außer der Bürgerschaft die Geistlichkeit beider Konfessionen und die Beamtschaft des Fürstentums, das seit 1648 abwechselnd einen katholischen Bischof und einen Herzog von Braunschweig-Lüneburg zum Herrn hatte. Trotzdem gab es keine Hofhaltung, noch weniger die Tradition höfischen Lebens; denn die katholischen Bischöfe waren durchweg auch Inhaber von Köln und anderen Stiftern, zumeist Herzöge von Bayern, die niemals in Osnabrück residierten; von den Welfen wohnte der erste, Ernst August, bis zur notdürftigen Vollendung des Stadtschlusses oder wenigstens einiger Stockwerke seines *Corps de Logis* (1673) in Iburg, zog aber schon 1679 nach Erwerb Calenbergs nach Hannover. Die Regierung Ernst Augusts II (1716—1728) war kurz und diejenige Friedrichs von York (1764) blieb zwanzig Jahre eine vormundschaftliche. An die Stelle des Hofes traten also Domkapitel, Ritterschaft und verordnete Räte, die neben dem Bürgermeister und einigen bescheidenen Patriziern aus der Bürgerschaft, unter ihnen den Studierten, die hohe Gesellschaft bildeten.

Man kann sich darnach vorstellen, daß der junge Justus Möser als Sohn des Kanzlei- und Konsistorialdirektors Johann Zacharias Möser, als Enkel des Pastors *primarius* an St. Marien und des Bürgermeisters Elverfeld sozial an der günstigsten Stelle seiner Stadt aufwuchs, um so mehr, als sein Vater die ebenfalls erst neuerdings aufgedeckten nächsten Beziehungen zu dem leitenden hannoverschen Staats-

Osnabrücks, 50, 1929, und Neues zu Möser's Briefwechsel; Niedersachsen, Okt. 1930) das Bild vielfach bereichert und berichtigt. Dr. Pleister hat in methodischer Sammelarbeit die Zahl der Möserbriefe vervielfacht; [ihre Ausgabe durch ihn und Dr. Beins steht unmittelbar bevor. Inzwischen hat auch die Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen mit Unterstützung der Stadt Osnabrück eine erste kritische Gesamtausgabe von Möser's sämtlichen Werken in Angriff genommen].

mann Gerlach Adolf von Münchhausen besaß. Aus der alternierenden Sekundogenitur in Osnabrück hätte man in Hannover am liebsten alsbald eine unmittelbare Herrschaft gemacht.

Als Möser das Ratsgymnasium 1740 mit der Deklamation eines *Carmen heroicum* verließ, stellte die Schule ihm in dem gedruckten Schulprogramm das damals ganz ungewöhnliche Zeugnis aus, daß der „des hohen Vaters würdige Sohn zum Außerordentlichen geboren und bestrebt sei“. Er nahm von Haus und Schule eine gründliche und ausgebreitete Bildung mit. Der Jugendstreich einer Flucht aus dem Elternhause, die nur bis Münster gedieh, und die Absicht auf Ostindien blieben Episode. Sicher trieb er auch auf der Schule Allostria, doch beeinträchtigte Ärger und Tadel einzelner Lehrer keineswegs den erstaunlichsten Eifer und Bildungstrieb des Jungen; er beherrschte das Lateinische und Französische in Wort und Schrift, las Griechisch und wohl auch Englisch. Früh zeichnete ihn eine ausgebreitete Belesenheit aus und eine gewisse Großartigkeit in der Handhabung der deutschen Sprache nach dem Zeitgeschmack. Neben sehr ernsthaften juristischen Studien in Jena und Göttingen — von denen seine Bücher und Kolleghefte Zeugnis ablegen — betrieb er in der Tat das, was man für Dichtkunst hielt. Was davon erhalten ist, sind pompöse Huldigungsgedichte, die man Oden nannte, auf großen Bogen kostbaren Papiers gedruckt.

Das wesentliche daran ist nicht der barocke Stil und die auch noch zeitgemäße Devotion dieser Ergüsse gegenüber großen Potentaten und angesehenen Persönlichkeiten, sondern das offenkundige Bedürfnis nach dem Hervortreten. Höchst bemerkenswert seine frühen autobiographischen Versuche. Dieser Student begnügt sich nicht mit dem konventionellen Leben, sondern er steigert es sich und ist zeitlebens bedacht geblieben auf Wirkung. Eine Zeitlang drängte dieses Talent, der Mode nach, zu poetischen und philosophischen Formungen seiner Lesefrüchte und Eindrücke; dann waltet das früh entwickelte Interesse am Historischen vor, und zwar in dem Sinne einer überraschenden Helläugigkeit für vergangene Wirklichkeit. Erst in seinen Mannesjahren wird aus dem pathetischen und gefühlsmäßigen Überschwang der Jugend die gezügelte Denkarbeit, und aus dem Bedürfnis hervorzutreten ein echtes Verständnis für das gemeine Wohl, das er sich anvertraut sieht. Mit der inneren Klärung geht die zunehmende Meisterung der Sprache

Hand in Hand. Aus dem phrasenreichen Rhetor wird der beherrschte Meister deutscher Prosa.

Das äußere Leben ist in wenig Worten erzählt. Der von Jena offenbar mit mannigfachen Empfehlungen 1741 nach Göttingen übersiedelte Student ist hier in der „Deutschen Gesellschaft“ schon wie eine kleine Berühmtheit aufgenommen, von dem ererbten und dem eigenen Ansehen getragen. Noch vor Abschluß seiner Studien wurde er daheim zum Sekretär der Ritterschaft erwählt. Bald ließ er sich als Advokat nieder. Im Oktober 1747 heiratete er Elisabeth Brouning, und bald häuften sich die Ämter. Noch in demselben Jahre wurde er *Advocatus patriae*, d. h. Anwalt für Fiskalsachen, 1756 Syndikus der Ritterschaft, 1762 daneben Kriminaljustitiar, 1764 außerdem Konsulent der Großbritannisch-braunschweig-lüneburgischen Regierung, 1768 ihr Geheimer Referendarius, später Geheimer Justizrat. Sein ganzes Leben also, von der Geburt am 14. Dezember 1720 bis zum Tode in der Frühe des 8. Januar 1794 spielte sich in Osnabrück ab, nur unterbrochen durch häufige Reisen, nicht nur während des Siebenjährigen Krieges, sondern vor allem infolge der englischen Verhandlungen, die einen achtmonatigen Aufenthalt in London mit sich brachten 1763/64. Man würde sagen, sein Leben war das einfache und im wesentlichen vorgezeichnete Dasein eines hohen Justiz- und Verwaltungsbeamten in der zuletzt durchaus maßgebenden Stellung des eigentlichen Vertrauensmannes so gut der Regierung wie der Stände — ein königlicher Statthalter und zugleich der Sachwalter seines Landes.

Allein, so einfach dieses äußere Leben sich abspielte, so bewegt und wechselvoll verlief das innere. Zwar nicht stürmisch. Möser berührte die deutsche Literatur am nächsten in der Zeit des Sturmes und Dranges; aber er selbst hatte davon auch in seiner weiter zurückliegenden Jugend nichts verspürt. Er entwickelte sich vielmehr ganz folgerichtig, wenn auch nicht ohne den Einfluß großer und kleiner Erlebnisse, aus der rationalistischen Bildung der Aufklärung zu einer breiten empirischen Betrachtung der historischen Welt.

Der junge Möser von der Studentenzeit bis zum Siebenjährigen Kriege, also von 1740 bis 1756 zeigt die typischen Züge der Aufklärungsbildung seines Jahrhunderts. Zugrunde liegt die humanistische Gymnasialerziehung, formal, klassizistisch; man baut Literatur wie mit Bauklötzen. Der Gymnasiast kennt außer den Klassikern auch den

Gellius, des Erasmus Colloquia und Machiavells Buch vom Fürsten in lateinischer Übersetzung; das Inhaltliche tritt also offenbar nicht ganz zurück, aber das Formale überwiegt. Wie er als Schüler mit Freunden eine künstliche Sprache gemacht hat und darin ein Vereinsleben geführt, so ist er auch literarisch ganz in Gottscheds Bahnen, großartig und zuversichtlich; man kann Sprachen und Literaturen machen. Wie Gottsched und die Engländer betätigte er sich in populären Zeitschriften und ganz praktischer Lebensphilosophie, allem Mystischen und Transzendentalen durchaus fremd. Seine Artikel und Gedichte sind von einer nüchternen Moralität; in einem Gedicht auf den frühen Tod seines Bruders preist er die

„Glückliche Unwissenheit;
Du erhältst die beste Ordnung einer auserwählten Welt.
Die durch Dich auch noch den Vorzug der vergnügtesten erhält.“

Die Wochenschriften im Zeitgeschmack sind 1747 zu dem „Versuch einiger Gemälde von den Sitten unserer Zeit“ zusammengefaßt. Man kennt ihr Ziel. „Wir wollen, daß ein jeder von Ihnen nach der Lesung unserer Blätter sich selbst schöner, lebhafter und vernünftiger vorkäme als vorher, daß unsere Feder ihn auf seine noch unerkannten Vollkommenheiten zurückführen möchte.“ Wie eine seiner Jugenddoden Friedrich dem Großen wesentlich als dem aufgeklärten Fürsten huldigte, so ist erst recht die „Ode am Tage des zu Osnabrück den 25. Oktober 1748 wegen des vor hundert Jahren daselbst geschlossenen Friedens feierlichst begangenen Jubelfestes“ im Sinne der Völkerglückseligkeit ganz schroff gegen die kriegerischen Fürsten gerichtet.

„Ihr! die Ihr, wie der Stolz Euch lenket,
den Frieden raubt, den Frieden schenket,
erstaunt eh' Ihr den Krieg beschließt.
Kein Erbrecht kann Euch das verleihen,
der Untertanen Pest zu sein.

Herr, tilge Du sie von der Erden
laß sie im Leben stammlos werden
um die so manche Mütter schreien —
doch nein — zur Fülle unserer Freude
laß keinen Sterblichen im Leide
laß sie gebessert glücklich sein.
Verdirb der Schmeichler falsch Geschwätze
und lehre sie Herr! dies Gesetze:
Der König sei des Volkes Knecht,
gemeines Wohl ihr einziges Recht.

Ja, er gerät immer mehr ins Gefühlsselige. Seine Abhandlung „über den Wert wohlgeogener Neigungen und Leidenschaften“, erst 1756 zum Andenken an Johann Friedrich von dem Busche gedruckt, wenn auch längere Zeit vorher entstanden, ist noch voll von Rührseligkeiten und Allgemeinheiten, wenn sich dazwischen auch entzückende Wendungen finden, wie das Bild des guten Herzens, „das Meisterwerk der Schöpfung, darin die Allmacht ihr segnendes Antlitz abgedrückt hat“.

Von allen diesen Dingen, auch von Möser's einzigem dramatischen Versuch, dem Arminius, ist eigentlich nur zu reden, um zu zeigen, wie weit sich später Möser von diesem Geschmack entfernt hat. Der Arminius ist weder der Nationalheld, noch ein unbestimmter Held der Freiheit; das ganze Drama (1749) sollte vielmehr nur „die wahre Menschenliebe von einer gewissen Seite abschildern“. Es sind Menschen der Gegenwart, sentimental aber nüchtern, die nur in die Kostüme der alten Germanen gesteckt sind, die letzten Ausläufer jenes Humanismus, der sich die Vergangenheit nur zu sehr zu eigen zu machen suchte.

Aber mit den fünfziger Jahren des Jahrhunderts bahnte sich in Möser selbst ein Wandel an. Pleister hat bei seiner Durchsicht der im Ratsgymnasium zu Osnabrück gut erhaltenen Bibliothek Möser's festgestellt, daß sein Exemplar von G. F. Meier „Beurteilung der Gottschedischen Dichtkunst“, Halle 1747, unaufgeschnitten geblieben ist. Die Ideen der ersten Hälfte des Jahrhunderts verloren nachgerade für ihn das Interesse. Es vollzog sich bei ihm ein innerer Befreiungsprozeß, und es ist überaus lehrreich zu beobachten, welche Kräfte ihm dabei halfen. Es sind zunächst die quellenmäßigen historischen Studien, die Hinwendung zu einer vergangenen Wirklichkeit, zu ihrer reizvollen Besonderheit. Dabei leistet ihm sein Sprachgefühl ausgezeichnete Dienste, ja das Historische erschien ihm in seiner Eigenart ganz deutlich zuerst auf den Wegen der Philologie. Das historische Interesse, das der Rechtswissenschaft seiner Zeit immanent war, hatte ihn nie ganz verlassen; aber es war in den Universitätsvorlesungen — nach Ausweis seiner Kollegnotizen — antiquarisch, im besten Falle novellistisch gewesen. Durch die unbefangene Hingabe an die Quellen gelangte er darüber hinaus.

Schon im Jahre des Arminius beschäftigte sich Möser ernstlicher mit der Religion der alten Gallier und Germanen nach den nicht einheitlichen Überlieferungen des Cäsar und Tacitus. Auch sachlich suchte

er abseits vom Rationalismus mystische Züge. Im nächsten Jahre (1750) setzte er sich in einem französischen Aufsatz mit Voltaire auseinander in bezug auf die Persönlichkeit Luthers und seiner Reformation. Er sah ihn noch ganz mit den Augen des Aufklärers, also ganz unter den Gesichtspunkten einer „Verbesserung“ des Glaubens und der Sitten, lobte die Vermehrung des Menschengeschlechts durch die Auflösung der Klöster und meinte naiv, Luther wäre wohl wert ein Zeitgenosse zu sein. Aber daneben tauchte wieder gerade aus der Eigenart und Kraft von Luthers Stil (*d'une façon si naïve et si solide*) eine Ahnung auf von dem Zauber dieser Persönlichkeit; — *son caractère s'imprimant dans la moindre période*. Im Hintergrunde steht etwas von einer Verteidigung des Deutschen gegen den Franzosen, wie einst bei den Frühhumanisten im Elsaß.

Bald darnach gewann Möser, wieder auf dem Wege über die Sprache, noch eine weitere Distanz und zugleich einen neuen Grund zum nationalen Empfinden durch die Wiederentdeckung der Minnesänger, und es ist schon echtste Romantik im Sinne der Renaissancestimmung, wenn er ausruft: „Es ist wirklich ein Schimpf für uns Deutsche, daß nicht diese sämtlichen Überbleibsel der wahren, unverfälschten und gleichwohl zierlichen alten deutschen Sprache auf eine anständige und prächtige Art im Druck erscheinen“ (1756 an Gleim). Das Historische, das der Humanismus und vollends das 18. Jahrhundert im Kostüm der Gegenwart gesehen und sich dadurch nahegebracht hatte, wird von ihm wieder von der Gegenwart abgerückt ohne an Intimität und Gegenwartskraft zu verlieren — damit aber eigentlich erst entdeckt.

Die zweite Kraft, die ihn in seiner inneren Befreiung aus der Aufklärung noch tiefer förderte, war das Erlebnis des Krieges. „Nie habe ich lebhafter gedacht und mächtiger empfunden“ — läßt er später ein Mädchen schreiben — „als zu der Zeit, wie mein erster Geliebter, ein Offizier, fürs Vaterland auszog.“ Im Siebenjährigen Kriege wurde für Möser die Figur des großen Preußenkönigs wirklich auch zum Träger einer neuen deutschen Ehre. „Große Empfindungen können allein von großen Begebenheiten entstehen. Die Gefahr macht Helden, und der Ozean hat tausend Waghälse ehe das feste Land einen hat.“ Welch ein Abstand von der Stimmung des Jahres 1748 und ihrer Verherrlichung des Friedens!

Es handelte sich um mehr, als um die Spiegelung eines großen fernen Erlebnisses. Auch hier sind es die greifbaren Realitäten, die den inneren Umschwung hervorrufen. Die Not klopfte an die eigenen Türen. Unermüdlich in Geschäften suchte Möser das Bistum, das durch seinen katholischen Bischof zu der österreichischen Seite neigte, durch die Anwartschaft von Braunschweig-Lüneburg aber zur preußischen, gegen beide Parteien, gegen die verbündeten Engländer wie gegen die verbündeten Franzosen zu schützen. Und in dieser Wirklichkeit des Krieges wich das Pathos der Jugend dem Humor des Mannes. Mitten in den Kriegsläufen geschah es, daß er mit einer launigen Huldigung das Vertrauen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig gewann. „Mit der traurigen Physiognomie eines Landesdeputierten durfte ich nirgend erscheinen; mit einer lustigen Maske war ich hingegen überall willkommen.“ So entdeckte er sich im Drang des Lebens wieder den Sinn und die Notwendigkeit der von Gottsched geschmähten komischen Figur, des Hanswurst, und seiner volkstümlichen Sprache. „Die größte und wichtigste Wahrheit ist diese: daß jeder Mensch wechselweise klug und nährisch ist.“ Der Weg zu Shakespeare wurde frei.

Und nun folgt unmittelbar nach dem Kriege noch der lange Aufenthalt in London. Was er hier lernte, schilderte er später in einem Briefe sehr drastisch. Man „müßte, um ein Volk groß zu machen, dasselbe nicht auf einem bloßen Vortrage belehren, sondern es in einer großen Tätigkeit und beständigen Krisis unterhalten“. „Ich kann mich hierüber nicht deutlicher ausdrücken, als wenn ich Sie auf das Exempel von England verweise, wo immer eine außerordentliche Menge von Seelenkraft in Bewegung ist und Redner, Dichter und Schriftsteller nicht bloß für das Vergnügen arbeiten, sondern dem Staat zu Hilfe kommen. Der geringste Mann macht hier das allgemeine Wohl zu seiner Privatangelegenheit, und dieses hohe Interesse ist es, was die menschlichen Kräfte spannt und sie ein höheres Ziel erreichen läßt, als andere, die mit kaltem Blut und bloß aus löblichen Beweggründen schreiben.“

Die Hinwendung zum Historischen, zum Irrationalen vollzog sich auf allen Gebieten. Möser begriff die „Idee, wie die christliche Religion aus der jüdischen notwendig entstanden“. „Versuchen Sie es einmal und erfinden eine Religion“ (1764 an Abbt)²⁾. Ja, so sehr er zeitlebens

²⁾ Pleister in der Zeitschrift „Niedersachsen“ 1930, 522 f.

Rousseau bewunderte, so unzweideutig setzte er sich mit ihm doch in bezug auf die natürliche Religion seines Emile auseinander. „Ich habe die Bedürfnisse einiger Arten von menschlichen Gesellschaften und ihre Zufälle angesehen; ich habe die Krankheiten dieser großen Staatsvereinigungen, sie mögen Monarchien, Aristokratien, Demokratien oder Tyrannen heißen, erwogen und daraus geschlossen, daß ihnen eine geoffenbarte Religion jederzeit notwendig und heilsam gewesen.“ Im weiteren Verlauf seines Briefes an Rousseau vom November 1762 ruft er aus: „Oh, mein wertester Herr Vikar! Glauben Sie gewiß, Ihre natürliche Religion ist gut, aber sie ist nicht hinlänglich. Lassen Sie Tyrannen, Erdbeben, Überschwemmungen und andere Landplagen kommen, mich sollen Sie als einen anderen Orpheus unten am Felsen und vor mir die erschrockenen Menschenkinder finden; jedes Herz will ich mit Hilfe der geoffenbarten Religion stärken, trösten und zu neuen Unternehmungen geschickt machen — wenn Sie in Ihren Gebirgen einigen verzagten Zweiflern die Schönheit der eingestürzten Werke Gottes vergeblich predigen werden.“

Mit so weit geöffneten Sinnen trat Möser an seine eigene große Aufgabe, an die Osnabrückische Geschichte. Während des Krieges faßte er den Plan, und die ersten Entwürfe sind noch im Reisewagen konzipiert. 1765 begann der Druck, 1768 erschien der erste Band. Eben dieser Band brachte eine wirklich große Überraschung. „Die Geschichte von Deutschland“, so lehrte Möser, „hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigentümer als die wahren Bestandteile der Nation durch alle ihre Veränderungen verfolgen, aus ihnen den Körper bilden, und die großen und kleinen Bedienten der Nation (er meint die Fürsten und Minister) als böse und gute Zufälle des Körpers betrachten. Wir können sodann dieser Geschichte nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Epopöe geben, sondern auch den Ursprung, den Fortgang und das unterschiedliche Verhältnis des Nationalcharakters unter allen Veränderungen mit weit mehr Ordnung und Deutlichkeit entwickeln“. Aus den neu gefundenen Briefen an Abbt gibt es dazu die mannigfachsten Parallelen. „Ich kann die Geschichte nach der Ordnung der Regenten abgeteilt nicht wohl verlangen, ich verlange die Geschichte des Volks und seiner Regierungsform.“ Dieses Volk aber betrachtete Möser nicht als eine Summe von Individuen, sondern von vornherein als eine Realgemeinde,

als eine Vereinigung von Eigentümern, so daß die Idee von Sozialkontrakt sich bei ihm entscheidend vertiefte durch die Beziehung auf Boden und Arbeit. Die großen sozialen und politischen Veränderungen fand er demgemäß in den wechselnden Abhängigkeitsverhältnissen der Menschen und des Bodens. Es sind die Lehns-, Pacht- und Eigenbehörigkeitsverhältnisse, deren Entstehung und Abwandlung ihn vor allem fesselten. In einem damals aufkommenden Bilde sah er die Hofbesitzer als die ersten Aktionäre des Staates an und dementsprechend die späteren, handeltreibenden Bürger als Inhaber neuer, nicht minder unentbehrlicher Staatsaktien, beide Träger von Rechten und Pflichten mit wechselnden Gebundenheiten, in denen er ebenso wechselnde Krankheits- oder Gesundheitszustände des Volkskörpers erkannte. Daß mit seinen Ideen eine organisch gedachte deutsche Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und eine im stärksten Gegensatz zur bisherigen Behandlung stehende Verfassungsgeschichte ins Leben trat, bedarf kaum der Hervorhebung.

Es gehört nun zu den ergreifendsten Tatsachen unserer Geistesgeschichte, daß dieser sehr originelle Entwurf einer deutschen Geschichte im Vorwort zur Osnabrückischen fast versteckt, bald danach in der erlauchtsten Gesellschaft weiteren Kreisen der deutschen Öffentlichkeit nahegebracht werden sollte. In dem denkwürdigen Literaturjahre 1773, dem Jahr von Bürgers „Leonore“ und Goethes „Götz von Berlichingen“, erschien auch das kleine Büchlein „Von Deutscher Art und Kunst“. Es begann mit einem Aufsatz über das Volkslied aus der Feder des 29jährigen Konsistorialsrats Herder in Bückeburg; dann folgte des 22jährigen Wolfgang Goethe „Wiederentdeckung der altdeutschen Baukunst im Straßburger Münster“; den Beschluß machte des 53jährigen Geheimen Referendars Justus Möser „Entwurf einer deutschen Geschichte“. Damit schien in allem das Historische an die Stelle des Rationalen, das Volkstümliche an Stelle des Höfischen, das Nationale an Stelle des Fremden gerückt. Zwischen Möser und Goethe aber wurde jene Verbindung geschaffen, die sich schon im nächsten Jahre sehr bedeutend auswirken sollte.

Denn Möser's Osnabrückische Geschichte, im kühnsten Entwurf begonnen, blieb schließlich doch in Einzelheiten und in den Anfängen stecken; der dritte Band ist erst aus dem Nachlaß herausgegeben und erreichte noch nicht das Ende des Mittelalters. Mangelnde Muße, aber

schließlich doch auch innerste Neigung führten Möser von diesem eigentlich gelehrten Werk wieder zu den literarischen Formen und Ideen seiner Jugend zurück. Nur daß die Eroberung des Historischen für ihn ein dauernder Gewinn blieb und fortan auch seine literarische Tätigkeit als Grundton durchsetzte. Im Jahre 1766 hatte Möser die „Wöchentlichen Osnabrückischen Intelligenzblätter“ ins Leben gerufen, und für die belletristische Beilage schrieb er selbst bis an sein Lebensende jene Fülle kleiner Aufsätze, Skizzen, Gespräche, Briefe und Ratschläge, von denen die meisten später unter dem Titel der „Patriotischen Phantasien“ zusammengefaßt wurden, die das eigentliche Vermächtnis Mösers an die deutsche Nation darstellen. Der erste Band dieser Phantasien lag auf dem Tische, als Karl August und sein Bruder Konstantin auf der Durchreise in Frankfurt den von ihnen gewünschten ersten Besuch Goethes empfingen. „Da ich sie sehr gut, die Gesellschaft sie aber wenig kannte“, erzählt Goethe in „Wahrheit und Dichtung“, „so hatte ich den Vorteil, davon eine ausführliche Relation liefern zu können, und hier fand sich der schicklichste Anlaß zu einem Gespräch mit einem jungen Fürsten, der den besten Willen und den festen Vorsatz hat, an seiner Stelle entschieden Gutes zu wirken“. Mit einem Gespräch über Mösers Aufsätze beginnt also recht eigentlich die staatsmännische Tätigkeit Goethes.

Niemand hat sie auch besser charakterisiert als Goethe. „Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was eine einsichtige, wohlwollende Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem jeden von der rechten Seite faßlich zu machen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben, bald hinter dieser, bald hinter jener Maske halb versteckt, bald in eigener Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig.“ Aus dem Vertreter der Allerweltsmoralität und Gefühlseligkeit der ersten Hälfte des Jahrhunderts nach englisch-französischen Vorbildern war der ganz in dem Boden seiner Heimat wurzelnde, jetzt durch und durch historisch denkende, dem Gemeinwohl dienende Staatsmann geworden, der doch über allem Ernst die literarische Grazie des Jahrhunderts nicht verloren und in der Beschäftigung mit lauter greifbaren Wirklichkeiten auch die schöne Sicherheit und klare Einfach-

heit seines Stils gewonnen hatte. Die lehrhafte Absicht ist überall deutlich, aber sie erhebt sich bei der tiefen historischen Begründung seiner Staatsanschauung und der klaren Einsicht in das Besondere doch wieder über das landschaftlich Gebundene zum Allgemeinen. Es läuft noch eine Menge individueller und zierlicher Moralität mit unter, aber die öffentlichen Dinge gewinnen an Raum. Die in der Einleitung zur Osnabrückischen Geschichte gewonnenen Einsichten werden überall vertieft, und so lohnt es sich wohl, an einigen Beispielen nachzuweisen, wie sich das alles folgerichtig aus dem Geist seines Jahrhunderts ergeben hat, nachdem jene günstigen Umstände in glücklicher Häufung aufgetreten waren. Der Versuch bedeutet nicht, das zutiefst Persönliche in Möser's Art auszuschalten; nur bleibt es Aufgabe des Historikers, die Zusammenhänge soweit aufzudecken als irgend möglich.

Aus den überlieferten Vorstellungen vom Staat war die Konstruktion des Sozialkontraktes für Möser von besonderer Fruchtbarkeit. Indem er den Satz auf die westfälischen Bauern anwandte, deren Dasein und Lebensverhältnisse ihm ganz urtümlich schienen, belebte sich das begrifflich Dürre der Konstruktion zu lebensvoller Wirklichkeit. Er sah hinter den Individuen die viel schwereren Realitäten von Besitz und Leistung. Das Begriffspaar „Freiheit und Eigentum“, das ihm die englische Staatslehre an die Hand gab, wurde in Pflichten lebendig. Und weiter, da sein tägliches Geschäft als Anwalt und als Syndikus der Ritterschaft ihm den inneren Zusammenhang von privatrechtlichen Leistungen und öffentlich-rechtlichen Abhängigkeiten, oder umgekehrt (wie beim Zehnten) zwischen öffentlich-rechtlicher Pflicht und privatrechtlichem Anspruch nahebrachten; da er in der Gegenwart als Träger des Staates nur die Landesherrschaft und die Stände vorfand, während der eigenbehörige Bauer ihm das Bild des ursprünglichen Zustandes vor Augen führte, enthüllten sich ihm Stufen der Entwicklung, soziale Umschichtungen, die man bisher über den rein verfassungsgeschichtlichen Kategorien so noch nicht gesehen hatte. In seinen „Patriotischen Phantasien“ wurde er nicht müde, Rechte und Herkommen in ihrem Verhältnis zueinander zu ergründen und darüber das eigentümlich privatrechtliche Element in der älteren deutschen Verfassungs- und Sozialgeschichte zu begreifen.

Als Zeichen „echten Eigentums“ betrachtete er „die Stimbarkeit im Staate“. „Jetzt nennen wir diese Stimbarkeit Landtagsfähigkeit.

Vordem hieß sie Echwort; ein Begriff, der sich zur Zeit, wo man noch Nationalversammlung hatte, in der Schöffenbarkeit — später nur noch bei Mark- und Waldversammlungen zeigte“ (IV, 160). Auch in der „Geschichte der Hand- und Spanndienste“ (1769) kehren diese Gedanken wieder. Möser geht davon aus, daß in Karolingischer Zeit die Bauern dem königlichen Beamten Leistungen schuldig waren, z. B. „zwei Dienste zu tun, den einen bei Grase und den einen bei Stroh, bei Sonnen ein und aus“. Er versteht darunter einen „ungemessenen“ Dienst im Sommer und im Herbst, auch die Unterhaltung des Vogtshauses, Lieferung, Anfuhr und Ausdrusch von Getreide, Futter für die Pferde und dergleichen. Er stellt sich dann den Fortgang so vor, daß von seiten der Vögte Teile dieser Dienste gegen Geld freigegeben oder an andere zum Bezug verschenkt, verkauft, veräußert, also mobilisiert worden seien. Der Vogt hätte dann begonnen, seinen Dienst zu „bemessen“ auf je einen Wochendienst. Das hätte für ihn größere Sicherung, für den Bauern ein festes Maß bedeutet. Danach aber wären ganze Vogteien (oder Grafschaften) vereinigt oder verändert, endlich zu Ämtern umgestaltet und ihre Sitze verlegt. Nun hatten die Bauern zum Teil in weiter Ferne ihre Dienste zu leisten, und ob sie sich auch sagen mochten: „Die Fronen, so wir bisher getan, sind gemeine Dienste, welche wir bloß als Gerichtsuntertanen verrichten und ohne Nachteil unseres Eigentums verrichten können; aber Wochendienste sind Pacht-dienste, welche ihren Ursprung dem Kontrakte verdanken“ — so machte man ihnen doch klar, daß die „gemessenen Dienste“ leichter zu tragen seien als die ungemessenen, d. h. aus dem erleichternden Herkommen wäre eine Veränderung der sozialen Stellung erwachsen.

In den großen Bauernhöfen und ihrem „Reihedienst“ für den Staat sah er so sehr das Rückgrat der öffentlichen Wirtschaft, daß er ihre Verkürzung durch „Ausheuerung“, d. h. durch Ansetzung von Heuerleuten aufs tiefste verabscheute und in einem Aufsatz von 1772 forderte, „daß der ganze Hof zu einem öffentlichen Fideikommiss erklärt werde, worauf der Staat und der Gutsherr zwar ihr Recht behalten, aber kein Gläubiger, und wenn es auch ein abgehendes Kind wäre, jemals einigen Anspruch erhalten könne“.

Aber auch von einer ganz anderen Seite kam Möser an seinen Stoff und an die lebendige Erfassung des Volkstums heran. Er war zu lange in die Schule der englischen Wochenschriften, der Sittenschilderungen,

des Sittenbildes gegangen, als daß sich ihm nicht auch der Zusammenhang von Sitte und Kultur, von Kultur und sozialer Haltung hätte aufdrängen müssen. Und hier laufen seine Gedanken nun in umgekehrter Richtung. Nicht nur, daß ihm die Theorie über den Urzustand zur Interpretation der gewordenen Gegenwart diene, sondern, daß seine moralische Weltverbesserung aus dieser Gegenwart wieder zum Urzustand, zum guten Alten zurückgeführt wurde. Die Rückkehr zur Natur wurde für ihn so gut aus der sentimentalischen Stimmung der Hameaux und der Schäferinnen, wie aus der rationalistischen Absicht einer Auflösung des Bestehenden befreit und zur Wegweiserin in der Richtung eben auf dieses gute Alte, auf Urväter Sitte, auf Urväter Hausrat und altes Recht.

Wenn er in einem frühen Sittengemälde, der „Spinnstube“, von 1766 auf die ergötzlichste Art erzählt, wie das schöne und verständige Mädchen Selinde („das einzige, was man an ihr Überflüssiges bemerkte, war ein Heideblümchen in den lichtbraunen Locken“) ihren *à la mode* gerichteten jungen Ehemann Arist zur Beibehaltung der Spinnstube bekehrt, in der Herrschaft und Gesinde abends bei fröhlicher Vesperarbeit zusammensaßen, so bleibt er völlig im Zeitgeschmack. Wenn er aber im nächsten Jahre als Gegenstück zu dem Herrenhaus Selindens das Bauernhaus schildert, so steigt sogleich das Urgermanentum herauf, und der Moralist des 18. Jahrhunderts entdeckt sich fast unerwartet ein Volkstum von vollendeter Würde. „Die Häuser des Landmannes im Osnabrückischen sind in ihrem Plane die besten“ (1767). Da findet man diese königliche Bäuerin, die fast unsterblich geworden ist. Am häuslichen Herde, „ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht die Wirtin zu gleicher Zeit drei Türen, dankt denen, die hereingekommen, heißt solche bei sich niedersitzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnet immerfort und kocht dabei. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. Der Platz bei dem Herde ist der schönste unter allen“. Man sieht das alles vor sich, genau wie das Bild der äußeren Erscheinung des Hauses. „Ein ringsumher niedriges Strohdach schützt hier die allzeit schwachen Wände, hält den Lehm trocken, wärmt Haus und Vieh und wird mit leichter Mühe von dem Wirte selbst gebessert. Kein Vitruv ist imstande, mehrere Vorteile zu vereinigen.“

Konservierung, ja Herstellung des Alten wird mehr und mehr sein Ratschlag. Das gilt vorzüglich auch für die Erziehung. Er rühmt die „Nationalerziehung der alten Deutschen“ (1781) und wünscht sich eine entsprechende Erziehung des Adels. „So wie junge Leute, welche ein Handwerk lernen sollen, niemals dasjenige in einer Realschule lernen würden, was ihnen in der Werkstätte eines guten Meisters gelehrt wird, ebensowenig werden künftige Staatsmänner in einer Staats- oder Cameralschule vollkommen gebildet werden.“ Überhaupt „es soll der handelnde Teil der Menschen nicht wie der spekulierende erzogen werden“ (1780). Man braucht weniger Studierte, dagegen sollen „reicher Leute Kinder ein Handwerk lernen“ (schon 1767). Er predigt also nicht Rückkehr zur Natur, sondern zur alten Zucht. Ein Pächter lernt von seiner alten Magd den Satz: „By us moet de Werth vorup“ — das heißt: Der Hausherr muß stets der erste sein in der Wirtschaft. Und ein alter Edelmann klagt: „Ich wundere mich gar nicht, daß manche Haushaltungen nicht fortkommen.“ Früher kümmerte man sich um das Gesinde; „aber jetzt, jetzt wissen die Faulenzer, der Herr kommt im Tau gewiß nicht; auch nicht, wenn's regnet; auch nicht, wenn die Sonne brennt; auch nicht vor 11 Uhr des Morgens; auch nicht vor 5 Uhr des Abends; und so stehlen sie dem lieben Gott den Tag und ihrem Herrn das Brot“. Wie Möser in dem entzückenden Aufsatz vom „Tanz als Volksbelustigung“ auch im Spiel wieder die „Ehre“ entdeckt, so läßt er jenen alten Edelmann mit den Worten schließen: „Die heutige Zierlichkeit ist der Tod aller Lustbarkeiten. Kein Ellenbogen auf dem Tische, kein Glas in der Hand, kein Auge das glühet, kein Herz das lacht. — Schieß mich tot, Kerl, damit ich das Unglück nicht länger ansehen möge!“

Die moralische Betrachtungsweise beherrscht noch weithin die nationalökonomische. „Was muß die erste Sorge zur Bereicherung eines Landes sein, die Verbesserung der Landwirtschaft oder die Bevölkerung des Landes oder die Ausbreitung der Handlung?“ (1771). Seine Antwort ist zunächst die Erzählung von der Tuchproduktion einer Brüdergemeinde, die mit dem besonderen Geist, der sie erfüllte, Wunder tat. „Ihre Meinung in Glaubenssachen war also gleichsam eine Art von Vermögen, welche dem Landeigentum oder einer anderen Hypothek gleich gesetzt werden konnte, und schwerlich hat je eine Gemeinde auf ihren Besitzungen so vielen Kredit gehabt, als die Seele auf ihre

Denkungsart erhielt.“ „Die Hauptfrage aber, worüber sich die Anhänger der Colberts und Mirabeaux' streiten, ob nämlich der Handel oder der Ackerbau die erste Aufmerksamkeit des Staates verdiene“, wäre für den Handel zu entscheiden; „mithin ein glücklicher Ackerbau nur alsdann zu hoffen sein, wenn der Handel sämtlichen Produkten denjenigen Wert verschaffen kann, welcher dem Ackersmanne seine Mühe genugsam belohnet“. „Der sicherste Weg aber ist, beides, Ackerbau und Handel zugleich zu befördern, denn auch ‚Gewerbe und Handel sind flüchtige Güter‘.“

Mösers vornehmste Lehrmeisterin bleibt die Erfahrung, besonders die historische, weil sie die reichste ist. So faßt er in späteren Jahren (1793) seine Meinung in dem Aufsatz „Über Theorie und Praxis“ deutlich dahin zusammen: „Ich weiß nichts Besseres zu tun, als folgende historische Wahrheiten aufzustellen; aus wirklichen Begebenheiten schließt sich oft richtiger, als aus gar zu hohen Vordersätzen.“ Das ist das Bekenntnis des bewußten Übergangs von der rationalen Deduktion zur induktiven Methode, zur historischen Staatslehre, zur historischen Nationalökonomie. Aber es ist im Sinne seiner unverminderten künstlerischen Weltbetrachtung zugleich die Richtung auf „die schöne Mannigfaltigkeit“ des Lebens und das innere Begehren, diese Mannigfaltigkeit in „Totaleindrücken“ zu begreifen. Staat und Wirtschaft sind organische Wesen, die von innen heraus geheilt werden müssen, während alle äußeren Mittelchen an ihnen zuschanden werden.

So hat er schon 1772 beklagt, daß „unser Jahrhundert, das mit lauter allgemeinen Gesetzbüchern schwanger geht“, der bequemen Regierungskunst gar zu sehr entgegenkomme. „In der Tat aber entfernen wir uns dadurch von dem wahren Plan der Natur, die ihren Reichtum in der Mannigfaltigkeit zeigt, und bahnen den Weg zum Despotismus.“ Es ist manchmal, als hörte man schon Savigny gegen Thibaut sprechen; auch wenn er „An einen jungen Staatsmann“ die Mahnung richtet: „Der Staat, welchen Sie jetzt in seinem besten Wachstum sehen, und wie es scheint, sich zum Muster geommen haben, ist nicht anders gebildet worden; er ist die Frucht einer vieljährigen unablässigen Arbeit, nicht aber das Werk eines kühnen Reformators.“

Und doch klingt durch alles immer wieder die moralische Stimme des 18. Jahrhunderts, daß der Staat nicht Selbstzweck sei, sondern zur Glückseligkeit der Staatsbürger bestimmt. „Es schien mir nicht genug,

daß ein Land mit Macht und Ordnung beherrscht wird“, sagt er in der Vorrede zu den „Patriotischen Phantasien“, „sondern es sollte dieser große Zweck auch mit der möglichsten Zufriedenheit aller derjenigen, um derentwillen Macht und Ordnung eingeführt sind, erreicht werden. Der wichtigste und furchtbarste Staat, der sich auf Kosten der allgemeinen Zufriedenheit erhalten müßte, war mir dasjenige nicht, was er nach der göttlichen und natürlichen Ordnung sein sollte.“

Ich habe lange Zeit gemeint, daß Möser vor allem aus seiner Praxis als Advokat den tiefen Einblick in die Zusammenhänge von Volkstum, Sitte und Recht getan habe, da das ihn umgebende ländliche Volkstum von ihm einmal als urtümlich angesprochen war. Hatzig betont, an sich auch mit Recht, die Bedeutung von Möser's Doppelstellung als Vertreter der Regierung und zugleich der Stände, so daß er die Dinge bald von der einen Seite bald von der anderen zu betrachten gewöhnt wurde, und bald die Regierung, bald die Stände zur Initiative veranlaßte. Indessen, je länger je mehr sehe ich gerade bei Möser die Fruchtbarkeit der moralischen Gedanken des 18. Jahrhunderts und die eigentümliche Kraft seines Wesens, damit eine wachsende Fülle neuer Stimmungen zu verarbeiten; dazu die außerordentliche Gunst dieses Lebens, seiner Abstammung, Erziehung, seiner Studien und Erlebnisse, der dienstlichen und außerdienstlichen Erfahrung; und endlich die Gnade seines Ingeniums zur Totalität, zur innerlichen Bewältigung des „Mannigfaltigen“. Er hat aus der Beobachtung des einzelnen von früh auf die Mannigfaltigkeit des Wirklichen und aus immer neuen fast methodischen Vergleichen doch wieder das Typische erkannt. Er hat aus der Geschichte der Institutionen ihre Notwendigkeit, ihren Sinn und ihr inneres Recht verstanden. Er hat mit jedem Schritt deutlicher die Brüchigkeit einer rationalen Begründung des Rechtes gespürt; nicht minder die Unangreifbarkeit einer historischen, die im Volkstum wurzelt.

Weil er für alles Wirkliche im öffentlichen Leben den in der berühmten Einleitung zur Osnabrückischen Geschichte förmlich wiederentdeckten Körper des Gesamtvolks als den eigentlichen Träger erkannt hatte, gab es für ihn fortan nichts Isoliertes mehr. Öffentliches und privates Recht, Recht und Wirtschaft, wirtschaftliche und soziale Verhältnisse, Volkstum und Bildung, Kunst und Literatur, alles gehörte für ihn zu einer großen in sich bewegten Einheit zusammen. Nicht bloß,

wie man neuerdings wohl gemeint hat, nur aus der Freude an dem Individuellen, sondern wie man es längst gesehen hat, aus der Einsicht in die Einheit des Mannigfaltigen.

Daher auch die unbegrenzte Urkraft dieses Volkstums, wie er es erkannte und würdigte, wenn man ihm nur seine natürliche Entwicklung nicht hindere. So ging seine Gesamtanschauung vom Volkstum innerlich auf das einhelligste zusammen mit den Hoffnungen, die er der neuen deutschen Literatur entgegenbrachte, und die er nirgends glänzender, als in der Antwort an Friedrich den Großen auf dessen Anklageschrift „*De la littérature allemande*“ 1781 zum Ausdruck brachte. „Schön und groß können unsere Produkte werden, wenn wir auf den Gründen fortbauen, welche Klopstock, Goethe, Bürger und andere neuere gelegt haben.“ Germanisches oder Romanisches, Voltaire oder Shakespeare, geschnittene Hecken oder Naturparks, da liegt die Wahl. Der Weg der Einförmigkeit und Armut, „welchen uns der Conventionswohlstand, der verfeinerte Geschmack und der sogenannte gute Ton zeigen, oder der Weg der Mannigfaltigkeit, den uns der allmächtige Schöpfer eröffnet. Ich denke immer der letztere, ob er gleich zur Verwilderung führen kann.“